

EREIGNISSE IM LEBEN EINES
SKLAVENMÄDCHENS

HARRIET A. JACOBS
EREIGNISSE IM LEBEN EINES
SKLAVENMÄDCHENS

KALLISTO

– Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek –
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in
der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten
sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

IMPRESSUM

ISBN: 978-9403750392

HARRIET A. JACOBS [alias LINDA BRENT]:

EREIGNISSE IM LEBEN EINES SKLAVENMÄDCHENS

Deutsche Neuauflage 2024 by © KALLISTO®

Lektorat und Umschlaggestaltung: das_redaktionsbuero_muc

Herausgeber: Armin J. Fischer

Covermotiv: unbekannter Urheber

© KALLISTO®, Schellingstraße 5, 80799 München

Kontakt: info.books@gmx-topmail.de

Veröffentlicht über Bookmundo Direct und
Mijnbestseller Nederland B.V. | 3013AE Rotterdam

Gesetzt aus der Garamond

Inhalt und Design dieses Buches sind urheberrechtlich geschützt. Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das Recht der mechanischen, elektronischen oder fotografischen Vervielfältigung, der Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen, des Nachdrucks in Zeitungen, Zeitschriften und Büchern, des öffentlichen Vortrags, der Verfilmung und Dramatisierung, der Übertragung durch Rundfunk, Fernsehen oder Video, sowie der Übersetzung in andere Sprachen. Eine unlicenzierte Veröffentlichung der Inhalte dieses Buches wird juristisch verfolgt.

— INHALT —

Vorwort des Herausgebers.....	7
VORWORT DER AUTORIN	9
EREIGNISSE IM LEBEN EINES SKLAVEN- MÄDCHENS.....	11
I – Kindheit	11
II – Der neue Herr und die neue Herrin	14
III – Der Neujahrstag der Sklaven	20
IV – Der Sklave, der es wagte, sich wie ein Mann zu fühlen.....	22
V – Die Prüfungen des Mädchendaseins.....	32
VI – Die eifersüchtige Herrin	35
VII – Der Liebhaber.....	41
VIII – Was wir über den Norden Wissen sollten.....	48
IX – Skizzen benachbarter Sklavenhalter.....	50
X – Eine gefährliche Wegscheide im Leben der Sklavin.....	57
XI – Die neue Verbindung zum Leben	63
XII – Angst vor einem Aufstand.....	67
XIII – Die Kirche und die Sklaverei	72
XIV – Eine weitere Verbindung zum Leben.....	80
XV – Fortgesetzte Verfolgungen	83
XVI – Szenen auf der Plantage	89
XVII – Die Flucht.....	98
XVIII – Monate der Gefahr.....	101
XIX – Die verkauften Kinder	107
XX – Neue Gefahren	112
XXI – Ein Hort des Rückzugs	116
XXII – Weihnachtsfeierlichkeiten	120
XXIII – Immer noch gefangen	122
XXIV – Der Kandidat für den Kongress	125
XXV – Wettbewerb der List	128
XXVI – Wichtige Ära im Leben meines Bruders.....	133
XXVII – Neues Ziel für die Kinder	137
XXVIII – Tante Nancy	143
XXIX – Vorbereitungen zur Flucht	148
XXX – Richtung Norden	156

XXXI – Vorfälle in Philadelphia	159
XXXII – Das Treffen von Mutter und Tochter ...	163
XXXIII – Ein Zuhause gefunden	167
XXXIV – Wieder der alte Feind	169
XXXV – Vorurteile gegenüber der Hautfarbe.....	173
XXXVI – Flucht um Haaresbreite	175
XXXVII – Ein Besuch in England	180
XXXVIII – Erneute Einladungen nach Süden.....	182
XXXIX – Das Geständnis	185
XL – Das Gesetz über entflohene Sklaven.....	186
XLI – Endlich frei	192
Begleitwort	200

VORWORT DES HERAUSGEBERS

DIESES BUCH beleuchtet einen bis heute weitgehend ignorierten Aspekt der Sklaverei in den USA: die systematische sexuelle Ausbeutung junger Mädchen, die ab der Pubertät – oder auch früher – zum Zielobjekt ihrer »Besitzer« wurden. Die Beiläufigkeit, mit der Harriet Jacobs in ihrem Buch von diesen Dingen berichtet, spricht dafür, wie enorm verbreitet es war, dass »Master« mit ihren hübschesten Sklavinnen Kinder zeugten. Da das Rechtsprinzip galt, dass die Kinder dem »Stand der Mutter« folgen, waren diese Nachkommen ebenfalls Sklaven, die der Vater und »Besitzer« jederzeit völlig legal verkaufen konnte. Wenn er wollte, behielt er sich aber auch eine Tochter zurück, und konnte diese – Jahre später – ebenfalls wieder zu seiner Geliebten machen. Ein gesetzlich legitimierter Kreislauf des Horrors.

Daneben beschreibt das Buch auch fast idyllische Szenen im Leben der jungen Linda¹: das gemütliche Heim der Großmutter, einer befreiten Sklavin; die gelegentliche Zuwendung und Sympathie einer netten Herrin; das Ansehen innerhalb der Kirchengemeinde; der Zusammenhalt der schwarzen Gemeinde. Gerade der Gegensatz zum oben beschriebenen sexuellen Missbrauch macht das Buch so schockierend. Beizeiten fast normales, gemütliches Familienleben und die alltägliche Tortur sexueller Übergriffe lebten Tür an Tür. Es ist die Banalität des Bösen, die hier tagtäglich in Erscheinung tritt. Was geschieht, sind in dieser Zeit an diesem Ort keine Verbrechen, keine Skandale, nicht einmal etwas Schockierendes. Nein, es ist die blanke Normalität.

Harriet Jacobs schildert den körperlichen sexuellen Missbrauch nie explizit, sondern beschreibt in Worten die Folgen der physischen und psychischen Dauerbelastung, unter der sie stand. Schließlich kann sie sich vor ihrem »Master« nur noch dadurch retten, dass sie von einem anderen Weißen, der sie zumindest gut behandelt, schwanger wird. Dieser Mann kann sie nicht heiraten, selbst wenn er das gewollt hätte. Dazu hätte es der Zustimmung des Besitzers bedurft. Und Linda, die noch Sechzehnjährige, gibt sich selbst die Schuld, weil sie schließlich – um sich zu retten – »unkeusch« gewesen war und unverheiratet schwanger wurde. All das: Konstellationen, die man sich heute nicht mehr vorstellen kann. – Der systematische sexuelle Missbrauch junger Mädchen ist ein Aspekt der Südstaaten-Sklaverei, der bis heute nicht aufgearbeitet ist.

¹ Harriet Jacobs veröffentlichte ihre Memoiren unter dem Pseudonym *Linda Brent*. Ebenso veränderte sie die Namen ihrer Familienmitglieder und zahlreicher anderer Beteiligten.

HARRIET A. JACOBS (der zweite Vorname »Ann« ist nicht belegt, wird nur vermutet) wurde 1813 oder 1815² in Edenton, North Carolina, als Sklavin geboren. Nach dem Tod ihrer ersten Herrin wird sie im Alter von etwa 12 Jahren an Dr. James Norcom und dessen Familie übergeben, der schon bald beginnt, sie sexuell zu belästigen. Nach Jahren psychischer Qual und körperlicher Übergriffe versteckt sie sich fast sieben Jahre lang in einem winzigen Raum auf dem Dachboden ihrer Großmutter. 1842 gelingt ihr die Flucht nach New York, wo sie zumeist unbehelligt lebte – jedoch in ständiger Furcht vor den Sklavensjägern aus dem Süden. Denn der bloße Aufenthalt in den Nordstaaten beendete rechtlich das »Besitzverhältnis« der Sklavhalter nicht.

Jacobs fand Arbeit als Kindermädchen u. a. bei der Familie des damals populären Schriftstellers N. P. Willis und kam dadurch in Kontakt zu Netzwerken der Gegner der Sklaverei. Auf Anraten ihrer Freundin Amy Post [siehe *Begleitwort am Buchende*] schrieb Harriet ihre Erlebnisse auf. 1861 wurde – nachdem zunächst mehrere Verlage abgelehnt hatten – unter dem Pseudonym »Linda Brent« die Autobiografie *Incidents in the Life of a Slave Girl* publiziert. Es ist das erste Werk, das die brutalen Realitäten der Sklaverei aus der Perspektive einer Frau schildert.

Das Buch wurde zum Teil empört rezipiert, und bald kamen Anschuldigungen der Fälschung auf: eine Sklavin sei wohl kaum in der Lage, so einen elaborierten Text zu schreiben. Dies führte sogar zu einer Anhörung vor Politikern, bei der Jacobs durch ihre authentische Schilderung und ihr überzeugendes Auftreten alle Zweifel ausräumte. Sie erlangte Bekanntheit, engagierte sich aktiv in der Abolitionistenbewegung³ und arbeitete mit prominenten Aktivisten wie Frederick Douglass zusammen. Jacobs starb 1897 im Alter von 84 Jahren in Washington, D. C. und hinterließ ein bleibendes Vermächtnis als starke Stimme im Kampf gegen die Sklaverei und für die Rechte der Frauen. *Incidents in the Life of a Slave Girl* gilt heute als »amerikanischer Klassiker«.

© Armin J. Fischer, 2024

² Harriets Biografin Jean Fagan Yellin nennt 1813 als Geburtsjahr; Tag und Monat unbekannt. Auf dem Grabstein ist der 11. Februar 1815 angegeben. Mary Maillard, 2017 Herausgeberin der Briefe von Jacobs Tochter, hält das Geburtsjahr 1815 für das wahrscheinlichere.

³ Abolitionismus (von lateinisch *abolitio* »Abschaffung«, »Aufhebung«) bezeichnet eine aus aufklärerischen wie christlichen Überzeugungen gespeiste internationale Bewegung zur Abschaffung der Sklaverei im 18. und 19. Jahrhundert.

VORWORT DER AUTORIN

DER LESER KANN SICHER SEIN, dass diese Erzählung keine Fiktion ist. Ich bin mir bewusst, dass einige meiner Erlebnisse unglaublich erscheinen mögen, aber sie sind dennoch absolut wahr. Ich habe das durch die Sklaverei verursachte Unrecht nicht übertrieben; im Gegenteil, meine Beschreibungen bleiben weit hinter den Tatsachen zurück. Ich habe die Namen von Orten verschwiegen und Personen fiktive Namen gegeben. Ich hatte selbst keinen Grund zur Geheimhaltung, aber ich hielt es für freundlich und rücksichtsvoll gegenüber anderen, so vorzugehen.

Ich wünschte, ich wäre der Aufgabe, die ich übernommen habe, gewachsener. Aber ich vertraue darauf, dass meine Leser mir angesichts der Umstände Mängel verzeihen werden. Ich wurde als Sklavin geboren und aufgezogen und verbrachte 27 Jahre in einem Sklavenstaat. Seit ich im Norden bin, musste ich fleißig für meinen eigenen Lebensunterhalt und die Ausbildung meiner Kinder arbeiten. Dadurch blieb mir nicht viel Freizeit, um die frühen Defizite meiner Bildung auszugleichen, und ich war gezwungen, diese Seiten in unregelmäßigen Abständen zu schreiben, wann immer ich mir eine Stunde von meinen häuslichen Pflichten abzweigen konnte.

Als ich in Philadelphia ankam, riet mir Bischof Paine, einen Abriss meines Lebens zu veröffentlichen, aber ich sagte ihm, dass ich für ein solches Unterfangen völlig ungeeignet sei. Obwohl ich meinen Verstand seither etwas verbessert habe, bleibe ich bei dieser Meinung; aber ich vertraue darauf, dass meine Motive entschuldigen, was sonst anmaßend erscheinen könnte. Ich habe meine Erfahrungen nicht niedergeschrieben, um die Aufmerksamkeit auf mich zu lenken; im Gegenteil, es wäre mir angenehmer gewesen, über meine eigene Geschichte zu schweigen. Ich möchte auch kein Mitgefühl für meine eigenen Leiden erregen. Aber ich möchte den Frauen des Nordens ernsthaft ein Bewusstsein für die Lage von zwei Millionen Frauen im Süden vermitteln, die immer noch in Knechtschaft sind und dasselbe erleiden wie ich – und die meisten von ihnen noch viel Schlimmeres. Ich möchte mein Zeugnis jenem fähigeren Federn hinzufügen, um die Menschen der freien Staaten davon zu überzeugen, was Sklaverei wirklich ist. Nur durch Erfahrung kann jemand erkennen, wie tief, dunkel und widerlich diese Grube der Abscheulichkeiten ist. Möge der Segen Gottes auf diesem unvollkommenen Bemühen zum Wohle meines verfolgten Volkes ruhen!

Harriet Jacobs

»Die Menschen im Norden wissen überhaupt nichts über Sklaverei. Sie denken, es sei nur ewige Knechtschaft. Sie haben keine Vorstellung von der Tiefe der Erniedrigung, die dieses Wort Sklaverei mit sich bringt. Wenn sie eine hätten, würden sie ihre Bemühungen nicht einstellen, bis ein so schreckliches System gestürzt wäre.«

Eine Frau aus North Carolina

»Steht auf, ihr sorglosen Frauen! Hört meine Stimme, ihr sorglosen Töchter! Nehmt zu Ohren meine Rede.«

Jesaja 32:9

EREIGNISSE IM LEBEN EINES SKLAVENMÄDCHENS

Sieben Jahre im Verborgenen

I – KINDHEIT

ICH WURDE ALS SKLAVIN GEBOREN, aber das erfuhr ich erst, nachdem sechs Jahre glücklicher Kindheit vergangen waren. Mein Vater war Zimmermann und galt als so intelligent und geschickt in seinem Beruf, dass er, wenn Gebäude außerhalb unserer Region errichtet werden mussten, von weit her als Vorarbeiter gerufen wurde. Unter der Bedingung, dass er seiner Herrin zweihundert Dollar im Jahr zahlte und sich selbst versorgte, durfte er in seinem Beruf arbeiten und seine eigenen Angelegenheiten regeln. Sein größter Wunsch war es, seine Kinder zu kaufen, aber obwohl er mehrmals sein hart verdientes Geld für diesen Zweck anbot, gelang es ihm nie.

Meine Eltern hatten einen hellen bräunlich-gelben Teint und wurden Mulatten genannt. Sie lebten in einem gemütlichen Zuhause, und obwohl wir alle Sklaven waren, wurde ich so liebevoll beschützt, dass ich nie im Traum daran dachte, ich sei eine Ware, die ihnen nur zur sicheren Aufbewahrung anvertraut war, und die jederzeit von anderen verlangt werden könnte.

Ich hatte einen Bruder, William, der zwei Jahre jünger war als ich – ein aufgewecktes, liebevolles Kind. Ich hatte auch einen großen Schatz in meiner Großmutter mütterlicherseits, die in vielerlei Hinsicht eine bemerkenswerte Frau war. Sie war die Tochter eines Plantagenbesitzers in South Carolina, der veranlasst hatte, dass nach seinem Tod die Sklavin, mit der er drei Kinder hatte, freikam; und der ihnen Geld vermachte, um nach St. Augustine zu reisen, wo sie Verwandte hatten. Es war während des Unabhängigkeitskrieges; und sie wurden auf ihrer Überfahrt gefangen genommen, zurückgebracht und an verschiedene Käufer gegeben. Das war die Geschichte, die mir meine Großmutter immer erzählte; aber ich erinnere mich nicht an alle Einzelheiten.

Sie war ein kleines Mädchen, als sie gefangen genommen und an den Wirt eines großen Hotels verkauft wurde. Ich habe sie oft erzählen hören, wie schwer es ihr in ihrer Kindheit ging. Aber als sie älter wurde, bewies sie so viel Intelligenz und war so treu, dass ihr Herr und ihre

Herrin nicht umhin konnten, zu sehen, dass es in ihrem eigenen Interesse war, sich um ein so wertvolles Stück Eigentum zu kümmern. Sie wurde zu einer unverzichtbaren Person im Haushalt und übernahm alle Aufgaben, von der Köchin und Amme bis zur Näherin. Sie wurde sehr für ihre Kochkünste gelobt; und ihr gutes Gebäck wurde in der Nachbarschaft so berühmt, dass viele Leute es haben wollten.

Aufgrund zahlreicher Bitten dieser Art bat sie ihre Herrin um Erlaubnis, abends nach Erledigung der Hausarbeit Cookies zu backen. Sie erhielt die Erlaubnis dazu, vorausgesetzt, dass sie sich und ihre Kinder vom Erlös selbst einkleidete. Unter diesen Bedingungen begann sie, nachdem sie den ganzen Tag hart für ihre Herrin gearbeitet hatte, mitten in der Nacht zu backen, wobei ihr ihre beiden ältesten Kinder halfen. Das Geschäft erwies sich als profitabel, und jedes Jahr legte sie ein wenig Geld zurück, das sie für den Kauf ihrer Kinder sparte. Ihr Herr starb und das Vermögen wurde unter seinen Erben aufgeteilt. Die Witwe hatte ihre Mitgift in dem Hotel, das sie weiterhin in Betrieb hielt. Meine Großmutter blieb als Sklavin in ihrem Dienst, aber ihre Kinder wurden unter den Kindern ihres Herrn aufgeteilt. Da sie fünf hatte, wurde Benjamin, der jüngste, verkauft, damit jeder Erbe einen gleichen Anteil an Dollars und Cents erhielt. Unser Altersunterschied war so gering, dass er eher wie mein Bruder als mein Onkel wirkte.

Er war ein aufgeweckter, hübscher Junge, fast weiß; denn er hatte die Hautfarbe geerbt, die meine Großmutter von angelsächsischen Vorfahren hatte. Obwohl er erst zehn Jahre alt war, wurden für ihn 720 Dollar bezahlt. Sein Verkauf war ein schwerer Schlag für meine Großmutter, aber sie war natürlich voller Hoffnung und machte sich mit neuer Energie an die Arbeit, in der Sehnsucht, mit der Zeit einige ihrer Kinder kaufen zu können. Sie hatte 300 Dollar gespart, die ihre Herrin sie eines Tages bat, ihr zu leihen, und versprach, sie ihr bald zurückzuzahlen. Der Leser weiß wahrscheinlich, dass kein Versprechen oder Schreiben, das einem Sklaven gegeben wird, rechtlich bindend ist; denn nach den Gesetzen des Südens kann ein Sklave, da er Eigentum ist, kein Eigentum besitzen. Als meine Großmutter ihrer Herrin ihr hart verdientes Geld lieh, verließ sie sich einzig und allein auf ihre Ehre. Die Ehre eines Sklavenhalters gegenüber einem Sklaven!

Dieser guten Großmutter verdanke ich viele Annehmlichkeiten. Mein Bruder Willie und ich bekamen oft Portionen der Cookies, Kuchen und Konfitüren, die sie zum Verkauf herstellte; und nachdem wir keine Kinder mehr waren, verdankten wir ihr viele weitere wichtige Dienste.

Dies waren die ungewöhnlich glücklichen Umstände meiner frühen Kindheit. Als ich sechs Jahre alt war, starb meine Mutter, und dann erfuhr ich zum ersten Mal durch die Gespräche um mich herum, dass ich eine Sklavin war. Die Herrin meiner Mutter war die Tochter der Herrin meiner Großmutter. Sie war eine Art Schwester für meine Mutter; sie wurden beide an der Brust meiner Großmutter gestillt. Dann aber war meine Mutter im Alter von drei Monaten entwöhnt worden, damit das Baby der Herrin genügend Nahrung bekam.

Sie spielten als Kinder zusammen, und als sie zu Frauen wurden, war meine Mutter ihrer weißen Pflegeschwester eine äußerst treue Dienerin. Auf ihrem Sterbebett versprach ihre Herrin, dass ihre Kinder niemals für irgendetwas leiden sollten, und zu ihren Lebzeiten hielt sie ihr Wort. Sie alle sprachen freundlich über meine tote Mutter, die nur dem Namen nach eine Sklavin gewesen war, aber von Natur aus vornehm und weiblich. Ich trauerte um sie, und mein junger Geist war beunruhigt von dem Gedanken, wer sich jetzt um mich und meinen kleinen Bruder kümmern würde. Mir wurde gesagt, dass mein Zuhause jetzt bei der Herrin sein würde, und ich empfand es als Glück. Mir wurden keine mühseligen oder unangenehmen Pflichten auferlegt. Meine Herrin war so freundlich zu mir, dass ich ihren Anordnungen immer gerne nachkam und stolz darauf war, so viel für sie zu arbeiten, wie es meine jungen Jahre erlaubten. Ich saß stundenlang an ihrer Seite und nähte fleißig, mit einem Herzen, das so frei von Sorgen war wie das eines frei geborenen weißen Kindes. Wenn sie dachte, ich sei müde, schickte sie mich zum Laufen und Springen hinaus; und ich sprang davon, um Beeren oder Blumen zu sammeln, um damit ihr Zimmer zu schmücken. Das waren glückliche Tage – zu glücklich, um ewig zu dauern. Das Sklavenkind dachte nicht an den nächsten Tag. Aber dann kam jene Plage, die nur allzu sicher auf jeden Menschen wartet, der als Leibeigener geboren wurde.

Als ich fast zwölf Jahre alt war, erkrankte meine liebe Herrin und starb. Als ich sah, wie ihre Wangen blasser und ihre Augen glasiger wurden, betete ich inständig, dass sie am Leben bleiben möge! Ich liebte sie, denn sie war für mich fast wie eine Mutter gewesen. Meine Gebete wurden nicht erhört. Sie starb und man begrub sie auf dem kleinen Friedhof, wo Tag für Tag meine Tränen auf ihr Grab fielen.

Ich wurde für eine Woche zu meiner Großmutter geschickt. Ich war jetzt alt genug, um an die Zukunft zu denken, und immer wieder fragte ich mich, was sie mit mir machen würden. Ich war überzeugt, dass ich nie wieder eine so freundliche Herrin finden würde wie die, die gegangen war. Sie hatte meiner sterbenden Mutter versprochen, dass ihre Kinder

nie für irgendetwas leiden sollten, und als ich mich daran erinnerte und an ihre vielen Beweise ihrer Zuneigung zu mir dachte, konnte ich nicht anders, als zu hoffen, dass sie mich freilassen würde. Meine Freunde waren sich fast sicher, dass es so wäre. Sie dachten, sie würde es bestimmt tun, aufgrund der Liebe und treuen Dienste meiner Mutter. Aber leider! Wir alle wissen, dass die Erinnerung an eine treue Sklavin nicht viel dazu beiträgt, ihre Kinder vor dem Auktionsblock zu retten.

Nach einer kurzen Zeit der Ungewissheit wurde das Testament meiner Herrin verlesen und wir erfuhren, dass sie mich der Tochter ihrer Schwester vermacht hatte, einem fünfjährigen Kind. Damit waren unsere Hoffnungen dahin. Meine Herrin hatte mich die Gebote des Wortes Gottes gelehrt: »Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst.« »Was immer ihr wollt, dass die Leute euch tun sollen, das tut auch ihr ihnen.« Aber ich war ihr Sklave und ich nehme an, sie erkannte mich nicht als ihren Nächsten an. Ich würde viel dafür geben, dieses eine große Unrecht aus meinem Gedächtnis zu streichen. Als Kind liebte ich meine Herrin und wenn ich auf die glücklichen Tage zurückblicke, die ich mit ihr verbrachte, versuche ich, mit weniger Bitterkeit an diese Ungerechtigkeit zu denken. Während ich bei ihr war, brachte sie mir Lesen und Buchstabieren bei und für dieses Privileg, das einem Sklaven so selten zuteil wird, segne ich ihr Andenken.

Sie besaß nur wenige Sklaven, und nach ihrem Tod wurden sie alle unter ihren Verwandten verteilt. Fünf von ihnen waren die Kinder meiner Großmutter und hatten dieselbe Milch getrunken, mit der auch die Kinder ihrer Mutter ernährt worden waren. Trotz der langen und treuen Dienste meiner Großmutter für ihre Besitzer entging kein einziges ihrer Kinder dem Auktionsblock. Wir gottesfürchtigen menschlichen Maschinen sind in den Augen unserer Herren nicht mehr als die Baumwolle, die sie anbauen, oder die Pferde, die sie hegen.

II – DER NEUE HERR UND DIE NEUE HERRIN

DR. FLINT, ein Arzt aus der Nachbarschaft, hatte die Schwester meiner Herrin geheiratet, und ich war nun das Eigentum ihrer kleinen Tochter. Ich bereitete mich nicht ohne Murren auf mein neues Zuhause vor, und was mein Unglück noch verstärkte, war die Tatsache, dass mein Bruder William von derselben Familie gekauft worden war.

Mein Vater hatte von Natur aus und durch seine Gewohnheit, als geschickter Handwerker Geschäfte zu machen, mehr Gefühle eines

freien Mannes, als es unter Sklaven üblich ist. Mein Bruder war ein temperamentvoller Junge, und da er unter solchen Einflüssen aufwuchs, verabscheute er regelmäßig die Anrede »Master« und »Mistress«. Eines Tages, als sein Vater und seine Herrin ihn zufällig beide gleichzeitig riefen, zögerte er zwischen den beiden, da er nicht wusste, wer den größten Anspruch auf seinen Gehorsam hatte. Schließlich beschloss er, zu seiner Herrin zu gehen. Als mein Vater ihn dafür tadelte, sagte er: »Ihr habt mich beide gerufen, und ich wusste nicht, zu wem ich zuerst gehen sollte.«

»Du bist *mein* Kind«, antwortete unser Vater, »und wenn ich dich rufe, sollst du sofort kommen, und wenn du durch Feuer und Wasser gehen musst.«

Armer Willie! Jetzt musste er zum ersten Mal lernen, einem Herrn zu gehorchen. Großmutter versuchte uns mit hoffnungsvollen Worten aufzumuntern, und diese fanden in den leichtgläubigen Herzen der Jugend ein Echo.

Als wir unser neues Zuhause betraten, begegneten uns kalte Blicke, kalte Worte und kalte Behandlung. Wir waren froh, als die Nacht kam. Auf meinem schmalen Bett seufzte und weinte ich, ich fühlte mich so verlassen und allein.

Ich war fast ein Jahr dort, als eine liebe kleine Freundin von mir begraben wurde. Ich hörte ihre Mutter schluchzen, als die Erdklumpen auf den Sarg ihres einzigen Kindes fielen, und ich wandte mich vom Grab ab, dankbar, dass ich noch etwas hatte, das ich lieben konnte. Ich traf meine Großmutter, die sagte: »Komm mit mir, Linda«; und an ihrem Tonfall erkannte ich, dass etwas Trauriges geschehen war. Sie führte mich von den Leuten weg und sagte dann: »Mein Kind, dein Vater ist tot.« Tot! Wie konnte ich das glauben? Er war so plötzlich gestorben, dass ich nicht einmal gehört hatte, dass er krank war. Ich ging mit meiner Großmutter nach Hause. Mein Herz rebellierte gegen Gott, der mir Mutter, Vater, Herrin und Freundin genommen hatte. Die gute Großmutter versuchte mich zu trösten. »Wer kennt die Wege Gottes?«, sagte sie. »Vielleicht wurden sie gütigerweise vor den kommenden bösen Tagen bewahrt.«

Jahre später dachte ich oft daran. Sie versprach, ihren Enkelkindern eine Mutter zu sein, soweit es ihr gestattet sein würde; und gestärkt durch ihre Liebe kehrte ich zu meinem Herrn zurück. Ich dachte, ich dürfte am nächsten Morgen das Haus meines Vaters besuchen, aber man befahl mir, Blumen zu holen, damit das Haus meiner Herrin für eine Abendgesellschaft geschmückt werden konnte. Ich verbrachte den Tag damit, Blumen zu pflücken und daraus Girlanden zu flechten,

während die Leiche meines Vaters nur eine Meile von mir entfernt lag. Was kümmerte das meine Besitzer? Er war nur ein Stück Eigentum. Außerdem dachten sie, er hätte seine Kinder verwöhnt, indem er ihnen beibrachte, sich als Menschen zu fühlen. Das war eine blasphemische Lehre für einen Sklaven; anmaßend von ihm und gefährlich für die Herren.

Am nächsten Tag folgte ich seinen sterblichen Überresten zu einem bescheidenen Grab neben dem meiner lieben Mutter. Es gab Menschen, die den Wert meines Vaters kannten und sein Andenken ehrten.

Mein Zuhause erschien mir jetzt trostloser als denn je. Das Lachen der kleinen Sklavenkinder klang rau und grausam. Es war egoistisch, so über die Freude anderer zu denken. Mein Bruder ging mit sehr ernster Miene umher. Ich versuchte ihn zu trösten, indem ich sagte: »Hab Mut, Willie; es werden bald wieder bessere Tage kommen.«

»Du weißt nichts davon, Linda«, antwortete er. »Wir werden unser Leben lang hier bleiben müssen; wir werden nie frei sein.«

Ich argumentierte, dass wir älter und stärker würden und dass es uns vielleicht bald erlaubt sein würde, durch zusätzliche Arbeit Geld zu verdienen, um uns so letztendlich selber freikaufen zu können. William erklärte, dass dies viel leichter gesagt als getan sei; außerdem habe er nicht vor, seine Freiheit zu *kaufen*. Wir stritten uns täglich über dieses Thema.

Im Haus von Dr. Flint wurde den Mahlzeiten der Sklaven wenig Aufmerksamkeit geschenkt. Wenn sie es schafften, ein bisschen Essen zu erwischen, war das gut und schön. Ich machte mir in dieser Hinsicht keine Mühe, denn auf meinen verschiedenen Wegen kam ich am Haus meiner Großmutter vorbei, wo immer etwas für mich übrig war. Mir wurde häufig mit Strafe gedroht, wenn ich dort anhielt; so stand meine Großmutter schon oft mit Frühstück oder Abendessen am Tor, um mich nicht aufzuhalten. Ich verdankte ihr *alle* meine Annehmlichkeiten, ob geistig oder weltlich. *Ihre* Arbeit war es, die für meine spärliche Garderobe sorgte. Ich erinnere mich lebhaft an das Kleid aus Baumwolle, das mir Mrs. Flint jeden Winter schenkte. Wie ich es hasste! Es war eines der Zeichen der Sklaverei.

Während meine Großmutter mich mit ihrem harten Verdienst unterstützte, erhielt sie die dreihundert Dollar, die sie ihrer Herrin geliehen hatte, nie zurück. Als ihre Herrin starb, wurde ihr Schwiegersohn, Dr. Flint, zum Testamentsvollstrecker ernannt. Als meine Großmutter ihn um Zahlung bat, sagte er, der Nachlass sei zahlungsunfähig und das Gesetz verbiete die Zahlung. Es verbot ihm jedoch nicht, den silbernen Kerzenleuchter zu behalten, der mit diesem Geld gekauft worden war.

Ich nehme an, er wird nun in der Familie von Generation zu Generation weitergegeben.

Die Herrin meiner Großmutter hatte ihr immer versprochen, dass sie nach ihrem Tod frei sein würde; und es hieß, sie habe dieses Versprechen in ihrem Testament verankert. Doch als der Nachlass geregelt war, teilte Dr. Flint der treuen alten Dienerin mit, dass es unter den gegebenen Umständen notwendig sei, sie zu verkaufen.

Am festgesetzten Tag wurde die übliche Anzeige ausgehängt, die eine »öffentliche Versteigerung von Negern, Pferden usw.« ankündigte. Dr. Flint kam vorbei und sagte meiner Großmutter, er wolle ihre Gefühle nicht verletzen, indem er sie versteigere, und er würde sie lieber privat veräußern. Meine Großmutter durchschaute seine Heuchelei; sie verstand sehr gut, dass er sich für die Sache schämte. Sie war eine sehr temperamentvolle Frau, und wenn er so gemein war, sie zu verkaufen, obwohl ihre Herrin beabsichtigt hatte, dass sie frei sein sollte, dann sollte die Öffentlichkeit das auf jeden Fall erfahren. Sie hatte lange Zeit viele Familien mit Gebäck und Konfitüre versorgt; daher war ›Tante Marthy‹, wie sie genannt wurde, allgemein bekannt, und jeder, der sie kannte, respektierte ihre Intelligenz und ihren guten Charakter. Ihre langen und treuen Dienste in der Familie waren ebenfalls bekannt, ebenso wie die Absicht ihrer Herrin, sie freizulassen.

Als der Tag des Verkaufs kam, nahm sie ihren Platz unter den beweglichen Sachen ein, und beim ersten Ruf sprang sie auf den Auktionsblock. Viele Stimmen riefen: »Schande! Schande!« Wer will *dich* verkaufen, Tante Marthy? Steh dort nicht! Das ist kein Platz für dich.« Ohne ein Wort zu sagen, erwartete sie ruhig ihr Schicksal. Niemand bot für sie. Schließlich sagte eine schwache Stimme: »Fünfzig Dollar.« Sie kam von einer siebzehnjährigen Jungfer, der Schwester der verstorbenen Herrin meiner Großmutter. Sie hatte vierzig Jahre mit meiner Großmutter unter demselben Dach gelebt; sie wusste, wie treu sie ihren Besitzern gedient hatte und wie grausam sie um ihre Rechte betrogen worden war, und sie beschloss, sie zu retten. Der Auktionator wartete auf ein höheres Gebot; aber ihre Wünsche wurden erhört; niemand überbot sie. Sie konnte weder lesen noch schreiben, und als der Kaufvertrag ausgestellt wurde, unterschrieb sie mit einem Kreuz. Aber was machte das schon, wenn sie ein großes Herz voller Menschenfreundlichkeit hatte? Sie gab der alten Dienerin ihre Freiheit.

Damals war meine Großmutter gerade fünfzig Jahre alt. Seitdem waren mühevollen Jahre vergangen, und nun waren mein Bruder und ich Sklaven des Mannes, der sie um ihr Geld betrogen und versucht hatte, sie ihrer Freiheit zu berauben. Eine der Schwestern meiner Mutter,

Tante Nancy, war ebenfalls eine Sklavin in seiner Familie. Sie war eine freundliche, gute Tante für mich und übernahm sowohl die Stelle der Haushälterin als auch der Zofe für ihre Herrin. Tatsächlich stand sie am Anfang und am Ende von allem.

Mrs. Flint fehlte, wie vielen Südstaatlerinnen, die Energie. Sie hatte nicht die Kraft, sich um ihre Haushaltsangelegenheiten zu kümmern, aber ihre Nerven waren stark genug, dass sie in ihrem Sessel sitzen und zusehen konnte, wie eine Frau ausgepeitscht wurde, bis das Blut aus jeder Peitschenstrieme tropfte. Sie war Mitglied der Kirche, aber die Teilnahme am Abendmahl schien sie nicht in eine christliche Stimmung zu versetzen. Wenn das Abendessen an diesem bestimmten Sonntag nicht zur genauen Zeit serviert wurde, stellte sie sich in die Küche, wartete, bis es aufgetischt war, und spuckte dann in alle Kessel und Pfannen, die zum Kochen verwendet worden waren. Sie tat dies, um zu verhindern, dass die Köchin und ihre Kinder ihr karges Essen mit den Resten der Soße und anderen Speiseresten aufstockten. Die Sklaven konnten nichts zu essen bekommen, außer dem, was sie ihnen gab. Die Vorräte wurden dreimal täglich pfund- und unzengenau abgewogen. Ich kann Ihnen versichern, dass sie ihnen keine Gelegenheit gab, Weizenbrot aus ihrem Mehlfass zu essen. Sie wusste, wie viele Kekse man aus einem Liter Mehl machen konnte und wie groß sie genau sein mussten.

Dr. Flint war ein Feinschmecker. Die Köchin brachte nie ein Abendessen ohne Furcht und Zittern an seinen Tisch; denn wenn es zufällig ein Gericht gab, das ihm nicht schmeckte, ließ er sie entweder auspeitschen oder zwang sie, jeden Bissen davon in seiner Gegenwart zu essen. Das arme, hungrige Geschöpf hatte vielleicht nichts dagegen, es zu essen; aber sie hatte etwas dagegen, dass ihr Herr es ihr in den Hals stopfte, bis sie fast erstickte.

Sie hatten einen Hund, der im Haus lästig war. Die Köchin wurde angewiesen, ihm etwas Maisbrei zuzubereiten. Er weigerte sich zu fressen, und als sein Kopf über das Essen gehalten wurde, floss Schaum aus seinem Mund in die Schüssel. Ein paar Minuten später starb er. Als Dr. Flint hereinkam, sagte er, der Brei sei nicht gut gekocht gewesen, und das sei der Grund, warum das Tier ihn nicht essen wollte. Er ließ die Köchin rufen und zwang sie, ihn zu essen. Er dachte, der Magen der Frau sei stärker als der des Hundes; aber ihre Leiden später bewiesen, dass er sich geirrt hatte. Diese arme Frau ertrug viele Grausamkeiten von ihrem Herrn und ihrer Herrin; manchmal wurde sie einen ganzen Tag und eine ganze Nacht lang eingesperrt und von ihrem Säugling getrennt.

Als ich einige Wochen bei der Familie war, wurde einer der Plantagenklaven auf Befehl seines Herrn in die Stadt gebracht. Es war fast Nacht, als er ankam, und Dr. Flint befahl, ihn ins Arbeitshaus zu bringen und an den Balken zu binden, so dass seine Füße gerade noch den Boden berührten. In dieser Position musste er warten, bis der Arzt seinen Tee getrunken hatte. Ich werde diese Nacht nie vergessen. Noch nie zuvor in meinem Leben hatte ich Hunderte von Schlägen hintereinander auf einen Menschen knallen hören. Sein klägliches Stöhnen und sein »Oh, bitte nicht, Massa« klangen mir noch Monate später in den Ohren. Es gab viele Vermutungen über den Grund dieser schrecklichen Bestrafung. Einige sagten, der Herr habe ihn des Getreidediebstahls beschuldigt; andere sagten, der Sklave habe sich in Gegenwart des Aufsehers mit seiner Frau gestritten und seinen Herrn beschuldigt, der Vater ihres Kindes zu sein. Sie waren beide schwarz und das Kind war sehr hellhäutig.

Am nächsten Morgen ging ich ins Arbeitshaus und sah, dass das Kuhfell noch immer blutgetränkt war und die Bretter ganz mit Blut bedeckt waren. Der arme Mann lebte und stritt sich weiterhin mit seiner Frau. Ein paar Monate später übergab Dr. Flint sie beide einem Sklavenhändler. Der Widerwärtige steckte das Geld in seine Tasche und hatte die Genugtuung, dass sie außer Sicht- und Hörweite waren. Als die Frau in die Hände des Händlers gegeben wurde, sagte sie: »Du hast *versprochen*, mich gut zu behandeln.« Worauf er antwortete: »Du hast deine Zunge zu weit gehen lassen; verdammt seist du!« Sie hatte vergessen, dass es für eine Sklavin ein Verbrechen war, zu sagen, wer der Vater ihres Kindes war.

In solchen Fällen kommt es auch von anderen Seiten als dem Herrn zu Verfolgung. Ich sah einmal eine junge Sklavin kurz nach der Geburt eines fast weißen Kindes sterben. In ihrer Qual schrie sie: »O mein Gott, komm und nimm mich zu dir!« Ihre Herrin stand daneben und verspottete sie wie einen leibhaftigen Teufel. »Du leidest, nicht wahr?«, rief sie aus. »Das freut mich. Du verdienst das alles und noch mehr.«

Die Mutter des Mädchens sagte: »Das Baby ist Gott sei Dank tot. Und ich hoffe, dass auch mein armes Kind bald im Himmel sein wird.«

»Himmel! ...«, erwiderte die Herrin. »Es gibt keinen solchen Ort für dich und deinen Bastard.«

Die arme Mutter wandte sich schluchzend ab. Ihre sterbenskranke Tochter rief sie schwach, und als sie sich über sie beugte, hörte ich sie sagen: »Sei nicht so traurig, Mutter; Gott weiß alles darüber und er wird mir gnädig sein.«

Ihre Leiden wurden danach so intensiv, dass ihre Herrin sich nicht imstande fühlte, zu bleiben; doch als sie das Zimmer verließ, war das verächtliche Lächeln noch immer auf ihren Lippen. Sie hatte sieben Kinder. Die arme schwarze Frau hatte nur ein Kind, dessen Augen sich im Tode schlossen, während sie Gott dafür dankte, dass er sie von der größeren Bitterkeit des Lebens erlöst hatte.

III – DER NEUJAHRSTAG DER SKLAVEN

DR. FLINT besaß ein schönes Wohnhaus in der Stadt, mehrere Farmen und etwa fünfzig Sklaven, außerdem stellte er jährlich einige ein.

Der Anstellungstag im Süden ist der 1. Januar. Am 2. werden die Sklaven zu ihren neuen Herren erwartet. Auf einer Farm arbeiten sie, bis Mais und Baumwolle geerntet sind. Dann haben sie zwei Feiertage. Manche Herren geben ihnen ein gutes Abendessen unter den Bäumen. Danach arbeiten sie bis Heiligabend. Wenn in der Zwischenzeit keine schweren Anklagen gegen sie erhoben werden, bekommen sie vier oder fünf Feiertage, je nachdem, was der Master oder Aufseher für richtig hält. Dann kommt Silvester; und sie sammeln ihr kleines Alles oder besser gesagt ihr kleines Nichts zusammen und warten sehnsüchtig auf den Tagesanbruch. Zur festgesetzten Stunde wimmelt es auf dem Gelände von Männern, Frauen und Kindern, die wie Verbrecher darauf warten, dass ihr Schicksal verkündet wird. Ein Sklave weiß mit Sicherheit, wer im Umkreis von sechzig Kilometern der humanste oder grausamste Herr ist.

An diesem Tag ist es leicht herauszufinden, wer seine Sklaven gut kleidet und ernährt. Denn er ist von einer Menschenmenge umringt, die bittelt: »Bitte, Massa, behalte mich dieses Jahr. Ich werde *sehr* hart arbeiten, Massa.«

Wenn ein Sklave nicht bereit ist, mit seinem neuen Herrn zu gehen, wird er ausgepeitscht oder ins Gefängnis gesperrt, bis er einwilligt und verspricht, das ganze Jahr über nicht wegzulaufen. Sollte er seine Meinung ändern und es für gerechtfertigt halten, ein erpresstes Versprechen zu brechen, wehe ihm, wenn er erwischt wird! Die Peitsche wird verwendet, bis das Blut zu seinen Füßen fließt; und seine steifen Glieder werden in Ketten gelegt, um tagelang über das Feld geschleift zu werden!

Wenn er bis zum nächsten Jahr lebt, wird ihn derselbe Mann vielleicht weiterbeschäftigen, ohne ihm auch nur die Gelegenheit zu geben, zum